

Im Schatten Jerusalems

Historischer Roman

TR. 2005

Gewidmet Lion Feuchtwanger,
dem großen Schriftsteller, in Dank für seine wundervollen
historischen Romane .

Gleichwohl hielt die Geduld der Juden stand bis auf den Statthalter Gessius Florus.

Unter diesem brach der Krieg aus und jener Florus, welcher sich Mühe gab, ihn zu unterdrücken, bestand wechselnde, öfters aber unglückliche Schlachten.

.....

Tacitus, Historien

Das Buch Morgen

Es weichen die Schatten der aufgehenden Sonne, werden grau,
dann weiß, durchscheinend, durchsichtig. Mit jeder Stunde des
neuen Tages unwirklicher, bis nichts mehr an sie erinnert, als
klamme Feuchtigkeit, die sich bald, wie die Schatten, in ein helles
Nichts auflöst.

Prolog

Bei allen Göttern, bei Venus, ihrer liebsten Göttin, und Gott Amor, ihrem liebespendenden Söhnchen, dachte Antonia, auf was nur habe ich mich eingelassen! Unsicher setzte sie einen Fuß vor den anderen auf die Strassen, dann Gassen dieser verwirrenden, großen, gefährlichen Stadt Antiochia. Ihre Angst kämpfte mit ihrer Neugier. Wenn ihr Vater herausbekäme, dass sie sich hier draußen herumtrieb, würde er sie die nächsten Wochen in ihrem Zimmer eingesperrt. Monate! Nein, sie hätte nicht zustimmen dürfen. Mochte Livia auch noch so schwärmen für die Alte, sie hätte nicht auf sie hören dürfen.

Livia sah ihre Gedanken und lächelte sie beruhigend an. Gleich sind wir da, Herrin, gleich. Nur noch ein paar Schritte.

Die vielen Menschen um sie herum machten Antonia nervös. Sie konnte sich nicht daran erinnern jemals so nahe unter ihnen gewesen zu sein. Es roch unangenehm nach altem, in der ersten Hitze des Morgens wieder erwärmten Schweiß und allerlei anderen Dingen, deren Ursprung sie nicht einmal erahnen wollte.

Ihr Leibwächter Pallas ging vor ihnen und pflügte sich durch die Menge wie ein Wellenbrecher das unruhige Meer trennt. Die Leute blickten erschrocken zu dem Hünen hinauf, traten sofort zur Seite. Pallas war zwei Köpfe größer als alle anderen und hatte ein Kreuz wie ein Bär. Hatte ein Herz wie ein Bär. Und war dumm wie einer. Waren Bären dumm? Priscus, ihr zweiter Bewacher ging direkt hinter ihnen und sorgte dafür, dass ihnen auch von dieser Seite niemand zu nahe kam. In einer Sänfte hätte sich Antonia wesentlich sicherer gefühlt, doch Livia war dagegen gewesen, um kein Aufsehen zu erregen. Als ob dies zu vermeiden gewesen wäre. Die

Menschen drehten sich trotzdem nach ihnen um und starrten die kleine Prozession misstrauisch an.

Ihr Stand, ihr Römertum war ihnen anzusehen, trotz ihrer langen, einheimischen Tracht und ihrer tiefen, undurchsichtigen Schleier.

Die Leute erkannten es einfach daran, wie sie gingen.

Einmal mehr blieb sie mit den hohen Absätzen ihrer Schuhe an einer hervorstehenden Pflasterplatte hängen und wäre gestürzt, hätte Pallas sie nicht am Arm festgehalten.

Sie hätte nicht auf Livia hören sollen. Hätte sich weigern sollen, als es noch Zeit gewesen war. Doch Livia hatte so von der Alten geschwärmt, hatte ihre Neugier geweckt.

„Hier!“, stellte ihre Sklavin zufrieden fest, strich sich eine blonde Strähne aus ihrem zarten Gesicht und zeigte auf eine schäbige Türe, die windschief im Eingang eines nicht minder schäbigen Hauses hing. Es war mehr von den Lehmziegeln zu sehen als von dem ehemals wohl weißen Verputz des Verschlages.

Ohne die Aufforderung dazu abzuwarten trat Pallas einen Schritt vor und hämmerte in Ermangelung eines Klopfers gegen die Türe, die dadurch fast aus den Angeln sprang. Unter seinen Schlägen löste sich der feine Staub des letzten Sandsturmes und formte eine gelbe Wolke die rasch zu Boden sank.

Antonia spürte, dass ihr Herzschlag sich beschleunigte. Sie hatte ihren Schleier noch tiefer in ihr Gesicht gezogen um nicht doch noch erkannt zu werden. Ihr klangen noch die Warnungen ihres Vaters in den Ohren, der sie beschworen hatte den Palast nicht ohne seine Genehmigung, nicht ohne eine Wache zu verlassen. Einige Römer waren in den letzten Wochen verschwunden, vielleicht entführt worden. Von denen, die sich Rächer Israels nannten, Makkabi. Oder diesen Zeloten. Hießen diese so? Antonia konnte sich die Namen all dieser Gruppen kaum merken. Römische Bürger, entführt, und das sogar hier, in Antiochia, weit entfernt

von dieser unruhigen Provinz Judäa über die ihr Vater, der Statthalter oft so sorgenvoll sprach. Die Tochter eines römischen Statthalters würde einiges an Geld bringen für diese Leute.

Für Antonia sahen die Juden, die eifrig durch die Straßen ihres Viertels eilten, alle irgendwie gleich aus. Jeder von denen konnte so ein Rächer sein, auch wenn die meisten eher neugierig als feindselig wirkten. Konnte man einen Mörder an seinem Äußeren erkennen? Wenn das ihr Vater wüsste, dass sie sich hier in der Unterstadt, weit entfernt vom Palast herumtrieb. Törichte Neugier! Antonia zuckte zusammen, als die schiefe Türe sich ächzend öffnete. Nur einen Spalt breit. Ein spitzes Gesicht lugte daraus hervor. Bleich wie der Tod.

Der Mann mochte hundert Jahre zählen. Oder nur fünfzig. Oder zwanzig. Er sagte nichts. Musterte sie nur eindringlich. „Bring uns zur Kana!“, forderte Livia ihn selbstbewusst auf. Antonia bewunderte das forsche Auftreten der Germanin, wenigstens heimlich, um Livia nicht übermütigt werden zu lassen. Der Alte mit dem wirren Haar verzog seinen Mund zu einem misslungenen Grinsen und entblöste dabei zwei löcherige Reihen tiefgelber Zähne. Sein Atem war so übel, dass Antonia etwas zur Seite trat, weg von dessen Ausdünstungen.

„Kana nicht da“, wisperte er leise, „nicht da“.

Er rollte dabei mit seinen schiefstehenden Augen.

Livia schien das schon zu kennen. Sie hielt dem Mann eine kleine, golden schimmernde Münze hin, die dieser gierig nahm. Pallas brummte unwillig. Er hätte den anmaßenden Alten lieber einfach auf die Seite geschoben, dazu hätte sein kleiner Finger gereicht.

„Will sehen“, murmelte der Mann und prüfte die Münze mit schwachen Augen auf ihren Wert, „will sehen“.

Unerwartet schob er die Türe wieder zu.

Pallas sah Antonia missmutig an und noch missmutiger, als sie den Kopf schüttelte und ihn warten hieß. Er hasste es zu warten.

Ein Tritt gegen diesen von der Sonne ergrauten Bretterhaufen und sie wären im Haus. Wozu sich mit diesem stinkenden Haufen Müll abgeben? Wozu denn warten?

Dieses Mal dauerte es nur einen kurzen Moment bis das spitze Gesicht wieder erschien. Der Alte schien noch kleiner geworden zu sein.

„Herein, schnell, herein“, schnarrte er. Dabei sah er verschwörerisch nach beiden Seiten auf die Straße hinaus.

Pallas schob mit seinen Pranken die Türe ganz auf. Der Alte ging schnell auf die Seite. Tatsächlich war dieser Mensch nur ein Zwerg. Neben der Türe stand ein hoher Hocker auf dem er gestanden hatte, als er die Türe zum ersten Mal geöffnet hatte.

„Folgen“, sagte er ohne den Blick von dem gewaltigen Pallas zu lassen vor dem er sichtlich Angst hatte. Pallas ging zuerst hinein. Er musste sich tief bücken, um sich nicht am Türsturz den Kopf anzuschlagen. Er brummte missmutig.

Als Priscus die Türe hinter ihnen geschlossen hatte, standen sie im Dunkeln. Das niedrige Haus schien nur aus dem Eingang und zwei winzigen Räumen dahinter zu bestehen. An der Wand hing eine kleine Öllampe, die den Raum kaum erhellte, dafür aber unruhig brannte und eine fette Rußfahne von sich gab, die die ganze Wand dahinter hatte schwarz werden lassen.

Die Luft hier drinnen war stickig, roch unangenehm, schwer. Irgendwo weiter hinten wurden Kräuter verbrannt oder Duftstoffe. Antonia hatte schon jetzt das Gefühl, dass die Dämpfe sie schwindeln liessen. Vielleicht aber war es auch nur der Unterschied zwischen der im gleißenden Sonnenlicht liegenden Straße und der Dunkelheit hier drinnen, die ihr das Gefühl gab, in einer engen Höhle weit unter der Erde zu sein.

„Nur Frauen“, befahl der Zwerg. Sein Griechisch war so schlecht, dass er kaum zu verstehen war. Pallas wechselte einen Blick mit Priscus. Antonia sah Livia fragend an.

„So ist es üblich, Herrin“, beruhigte diese, „uns wird nichts geschehen“.

Sie schien schon viel öfter hier gewesen zu sein als das eine Mal, von dem sie ihr begeistert erzählt hatte. Die alte Kana, sie kann in die Zukunft sehen, Herrin, wirklich! Langsam begann Antonia sich zu fragen, woher Livia überhaupt das Geld gehabt hatte um sich hier ihre Zukunft weissagen zu lassen. Wenn sie erst wieder im Palast waren, würde sie mit Livia ein ernstes Wort reden müssen.

„Herrin, ich..“.

„Ist schon gut, Pallas“, beruhigte Antonia den Riesen, obwohl sie nicht so fühlte, „es ist in Ordnung. Wartet hier, passt auf den Eingang auf. Es wird schon nicht allzu lange dauern“. Sie hoffte, dass das stimmte. Alles hier war ihr unheimlich.

Der Zwerg hielt einen zerschlissenen Vorhang auf, der einen schmalen Durchgang zum Raum dahinter verdeckt hatte.

„Folgen“.

Livia ging wie selbstverständlich voran und zog Antonia mit sich.

Der Geruch wurde jetzt so stark, dass ihr fast schlecht wurde.

Der Zwerg liess den Vorhang zurückfallen ohne selbst mit hinein zu kommen. Antonia griff unbewusst nach Livias Hand.

Wie immer war sie warm, beruhigend.

Der Raum war so dunkel, dass nicht einmal zu erahnen war, wie groß, oder wie klein er war. In der Mitte wurde er durch einen weiteren verschlissenen Vorhang getrennt. Vor dem Vorhang verbreiteten zwei Kohlebecken ein dürftiges Licht. Weiße Dämpfe stiegen von den Becken in dünnen Säulen auf. Hinter dem Vorhang schien jemand zu sein. Antonia hörte leise säuselnd das Blut in ihren Ohren rauschen.

„Komm näher, mein Kind“, säuselte eine Stimme angenehm an ihren Ohren vorbei. „Hab keine Angst“. Die Worte klangen wie das Summen der Bienen auf der Suche nach Blütenstaub.

Die Stimme klang unsagbar alt, unendlich weise.

Klang es so, wenn die Staatspriester Zwiesprache mit den ihnen anvertrauten Gottheiten hielten?

Antonia warf einen fragenden Blick zu Livia hinüber.

„Geh zum Vorhang“, flüsterte die Sklavin leise und lächelte wissend. In ihrem Blick lag Vertrauen und Liebe.

Antonia nickte ihr unsicher zu und zwang sich weiterzugehen.

Der Boden unter ihren Füßen schien zu schwanken, als sie unsicher die wenigen Schritte tat. Hinter dem Vorhang, auf einem hölzernen Stuhl, saß eine unendlich alte Frau. Trotz des hauchdünnen Stoffes zwischen ihnen konnte Antonia das vom Alter gezeichnete, zerfurchte Gesicht nicht genau sehen. Die langen, schlohweißen Haare hingen der Alten strähnig um den Kopf, der mehr dem Schädel eines Toten als dem eines lebendigen Wesen glich. Die Augen der Alten standen weit offen, doch da war nichts außer Weiß. Sie musste blind sein. Das also war Kana!

„Du bist Antonia, die Tochter des Statthalters Cestius Gallus“, stellte die alte Frau ohne jeden Ausdruck fest. Ihre Stimme schien von nirgendwoher zu kommen. Dunkel, sonor, ohne jede Betonung. Hatte Kana überhaupt ihre Lippen bewegt?

Antonia erschrak. Woher wusste die Alte dies? Livia! Sie musste ihr das gesagt haben. Doch wie? Sie hatten doch erst gerade an diesem Morgen beschlossen herzukommen. Niemand durfte wissen, wer sie war. Nicht einmal diese Alte. Es war zu gefährlich.

Livia musste der Alten schon früher von ihr erzählt haben. Schon immer war ihr Mundwerk lose gewesen und ein Geheimnis bei ihr so gut aufgehoben, wie bei einem Aushang am Podium des Jupiter-tempels auf dem Forum.

„Komm näher an den Vorhang“, sagte die Greisin sanft. Antonia war verunsichert. Woher wusste sie denn, dass ihr nichts geschehen würde. Die Alte konnte nicht blind sein. Das alles war ein abgekartertes Spiel. Livia und die Alte steckten, aus welchen Gründen auch immer, unter einer Decke. Geld vielleicht. Mit ihr Dummchen konnten sie es ja machen.

Beinahe trotzig trat sie näher an den Vorhang. Sie würde den Schwindel schnell entlarven. Sie würde die Kana Dinge fragen, die selbst Livia nicht wusste. Daran würde sie scheitern.

Wahrsager. Seher. Das alles war doch nur Unfug. Niemand wusste um die Zukunft außer den Göttern. Schauspieler waren diese Leute allesamt und nur auf das Geld der Dummen aus, die zu ihnen kamen.

„Gib mir deine Hände, Antonia“, forderte die Alte sanft. Seltsam, dachte Antonia, irgendetwas an der Blinden rührte sie. Liess sie Vertrauen fassen. Es musste an diesen Dämpfen liegen. Oder an ihrer Neugier. Als sie ihre schmalen Hände in die der alten Frau legte, durchfuhr sie die Wärme der Blinden wie ein warmer Strom. Es war angenehm, deren faltige Hände zu spüren. Es war, wie es vor langer Zeit gewesen war, als sie die faltigen Hände ihrer Großmutter berührt hatte. Wider Willen schloss Antonia ihre Augen. Mit einem Male fühlte sie sich so müde, so schwer, träge. Sie musste wach bleiben, musste der Alten die geldschneiderische Maske herunter reißen. Die Wärme der Berührung glitt durch ihre Arme wie ein stiller Fluß direkt in ihr Herz. Irgendetwas Fremdes war in ihr. Suchte. Fragte. Forschte. In ihrem Geist, in ihrem Herzen. Gleichmäßig ging ihr Atem. Schief sie? Ein Traum? Hatte sie etwas gehört? Etwas gespürt? Alles war so weich, so warm. So..?

„Du bist ein guter Mensch, Antonia“, hörte sie eine Stimme tief in sich, „hast ein großes Herz. Du bist wie eine wunderschöne Blume, die noch nicht erblüht ist“. Woher kamen die schönen Worte?

„In dir ist Kraft, Antonia. Und Liebe, viel Liebe. Bald schon, Antonia, bald schon wirst du heiraten. Du wirst die Liebe kennenlernen. Die wahre, ehrliche Liebe. Da ist ein Mann. Kein schöner Mann. Nein. Er ist nicht.....er istnicht der, der die Blume erblühen lässt“.

Antonia meinte ein leichtes Zittern in den Händen der Alten zu spüren. Oder doch nicht? Die Stimme kam aus weiter Ferne. Wie ein Säuseln der Blätter im Sommerwind, kam sie näher, entfernte sich, nur um gleich darauf wieder tief in ihrem Herzen zu sein.

„Da ist noch ein Anderer. Er ist es, dem deine aufrechte Liebe zufällt. Nicht der, der dich zur Frau nimmt, nicht der“. Etwas war da, das den warmen Fluß störte. Es tat weh. Irgendwie. Neben den Worten war das Atmen der Alten.

„Nein. Nein, es ist nicht richtig. Es ist der Falsche. Er tut dir weh. Der Richtige, er wird dich retten, aber dann.... Es ist ...Trauer ...“. Immer schneller kamen die Worte, wie ein Echo, tausendfach zurückgeworfen, immer lauter, bedrohlich laut, wie das Kreischen der aufgepeitschten, nach Blut schreienden Menge im Circus.

„Da ist...ein Kind.... Der To.....Nein.....Es darf nicht sein..es.....“. Kanas Stimme endete abrupt in einem Schrei. Der Schrei war in ihr, lang anhaltend, sehr hoch. Er durchlief ihren ganzen Körper und machte sie zittern.

Mit einem Male war da nichts mehr in ihr als Angst. Das Gefühl verloren zu sein. Tot zu sein. Vorbei die Wärme. So unerwartet. Sie spürte nichts mehr. Antonia sehnte sich nach der Wärme. Bitte, Kana, lass mich nicht los, Kana! Ich falle!

„Nein“, hörte sie die Stimme der Alten klar und deutlich, nicht mehr in ihrem Herzen, sondern in ihren Ohren.

Erschrocken öffnete Antonia ihre Augen. Die Alte hatte ihre zitternden Hände rasch hinter den Vorhang zurückgezogen. Der Körper der Seherin zuckte, als versuchte sie etwas abzuschütteln. Wie in Krämpfen wand sie sich, schlug mit den dünnen Armen um sich, als wolle sie etwas von sich abhalten.

„Elend“, schleuderte die Alte das hässliche Wort hinaus, „Leid!“.

Die blinden Augen der Kana weinten Tränen.

„Gehen!“, drängte eine Stimme sie, „sofort! Nicht gut für Kana aufregen!“. Es war der Zwerg, der hereingestürmt war, als er die Schreie seiner Herrin vernommen hatte. Er zog Antonia an ihrem Umhang, zog sie hoch, drängte sie hinaus.

Antonia verstand nicht, was geschah. Livias Gesicht war zu einer weißen Maske erstarrt. Was sie dachte, war ihr anzusehen.

Pallas und Priscus drängten besorgt herein.

„Liebe!“, schrie die Blinde hinter dem Vorhang, „Liebe!“.

Es klang, als versuchte sie schreiend das Schicksal zu beschwören, als versuchte sie sich selbst von ihrer Angst zu befreien, von dem, was ihre blinden Augen ihr gezeigt hatten.

„Was...Kana...was hast du gesehen? Bitte, Kana, ich.....“.

„Schnell gehen! Kana sterben sonst!“, schrie der Zwerg nicht minder laut, „schlechtes Gefühl! Kana sterben!“.

Sein kleines Gesicht war tiefrot und angeschwollen vor Zorn.

Antonia schwankte. Pallas fing sie auf, bevor sie zu Boden fiel, zog sie mit sich, hinaus aus diesem bösen Raum.

Priscus zischte eine Verschwörung in Richtung der alten Kana.

Der Zwerg drängte nach und zog den äußeren Vorhang schnell hinter sich zu. Von drinnen hörten sie das leise Weinen der Seherin.

Als sie wieder auf der Straße standen, schlug der Zwerg sofort die baufällige Türe hinter ihnen zu. Pallas stellte Antonia wie eine Puppe auf ihre Beine. Unsicher lehnte sie sich gegen die Mauer des Hauses. Livia strich ihr über ihr langes, tiefbraunes Haar. Sie

versuchte zu lächeln, redete mit vielen Worten beruhigend auf sie ein. Leute blieben stehen und musterten die Beiden, wurden von Pallas weitergescheucht.

Antonia rutschte an der Wand hinunter auf den festgetretenen, übelriechenden Boden der Gasse. Und tief in sich, tief in ihrem Herzen, spürte sie nichts als abgrundtiefe Angst vor dem, was bald geschehen würde.

1

Viele hatten das Schiff des Kaisers gesehen, als es in der Morgendämmerung in den alten Hafen des Herodes eingelaufen war, festlich geschmückt zur Begrüßung nach der geglückten, gefahrvollen Überfahrt von Rom nach Caesarea. Die erleichterten Seeleute hatten denen am Kai übermütig zugewunken. Ihre Augen waren erfüllt gewesen mit Freude die Fahrt unbeschadet überstanden zu haben und mit erwachender Gier nach den für ihre guten Dienste berühmten Huren der Stadt.

Am schmalen Bug, ganz vorne, hatte der Gesandte des Kaisers gestanden, umgeben von einigen, die nicht minder schlecht gekleidet, nicht minder wichtig ausgesehen hatten. Seit Wochen schon hatten alle in der Stadt auf dieses besondere Schiff, auf diesen Legaten des Kaisers gewartet. Die Römer, die Griechen, die Syrer und allen voran die Juden, die seit Alters her in der reichen Stadt Caesarea das Sagen hatten. Die Ersteren warteten mit Vorfreude, die Letzteren mit Unruhe und Furcht.

Roms Statthalter in Judaea, Gessius Florus selbst, hatte es sich nicht nehmen lassen den Gesandten zu empfangen, dessen Namen nicht

zu erfahren gewesen war. Nur seine breiten purpurnen Streifen, seine blutroten, geschlossenen Schuhe liessen wenigstens seinen Rang als Senator wissen. Ohne viel Aufheben hatten die Beiden sich begrüßt, waren in einer Sänfte verschwunden, die sich, getragen von acht Nubiern, schnell den sanften Hügel hinauf zum Palast des Statthalters bewegt hatte.

Das war vor beinahe acht Stunden gewesen.

Vor dem vor kaum zehn Jahren als Beweis römischer Macht erbauten Tempel der göttlichen Dreieinigkeit, Jupiter, Juno und Minerva hatten sich seitdem mehr als tausend Menschen versammelt, gespannt und geduldig darauf wartend, dass ein Bote des Palastes den so lange ersehnten Beschluss des Kaisers an das steinerne Podium des Tempels anschlagen würde, wie es üblich war. Was mochte dort oben im Palast des Prokurators vorgehen, das es so lange dauerte.

Viele, die zu ungeduldig waren, gingen wieder heim, wollten ihr abendliches Essen nicht ausfallen lassen. Andere murrten ganz offen, beschwerten sich bei den römischen Wachen, die wie immer barsch reagierten, weil sie alle hassten, die Juden, die Syrer und die Griechen. Die ganz besonders ihren Dienst hassten, in dieser heißen, staubigen Stadt, in der es nicht viel mehr gab als ein Theater, in dem es nur sinnlose, langweilige Dramen und keine Kämpfe gab. Für sie, die Herren der Welt, war das Ganze ohnehin nicht wichtig. Mochten dem Namen nach die Griechen die Herren dieser öden Stadt sein, oder die Juden, wen scherte es schon? Über all diesen kleinen Geistern stand Rom und Rom, das waren sie.

Zu Beginn der Nacht schlichen mit ängstlicher Miene die Palastsklaven heran, deren Aufgabe es war, Tag für Tag die Nachrichten, die alle angingen, am Podium des Tempels anzuschlagen, damit jeder, der das Lesen beherrschte, diese erfahren konnte und weitergab an die, die dies nicht konnten. Ihre

Gesichter wirkten seltsam starr. So schnell sie konnten schlugen sie die Rollen an den dafür gedachten Stellen an und zogen sich wenig anmutig sofort wieder in den Schutz der Wachen zurück.

Neugierig drängten die Menschen heran, den Befehl des weit entfernt regierenden Kaisers Nero zu erfahren, der die Zukunft ihrer Stadt entscheiden sollte. Wie es üblich war, waren die Rollen in Griechisch beschrieben, in Latein und Hebräisch.

Die Nahestehenden lasen, erzählten es den Anderen, die wieder Anderen und bald schon fegte die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Der gute Kaiser, so dachten die Griechen, er hatte es also getan. Er hatte die Verwaltung der Stadt ihnen unterstellt, hatte die Macht der Juden mit einem einzigen Federstrich seiner gütigen Hand beendet. Der Magistrat der reichen Stadt würde nunmehr griechisch sein. Mochten die verhassten Juden doch auswandern oder sich damit abfinden und still bleiben.

Auf dem Forum brandete Jubel auf. Andere Menschen stahlen sich davon. Bald schon gehörte der Marktplatz allein den feiernden, schnell betrunkenen Griechen, den Syrern und den gelangweilten römischen Wachen.

In den engen Gassen der jüdischen Altstadt nahe am Hafen schlossen sich schnell die niedrigen Türen der flachen Häuser, wurden die Fenster verhängt, kehrte eine gespenstische Ruhe ein. Die Läden wurden geschlossen, schnell alles hereingebracht, was von Wert war. Nur der heiße Südwind strich wie stets um diese Tageszeit durch die ausgetrockneten Gassen und trieb wie jeden Tag allerlei Unrat vor sich her über den festgetretenen Lehm Boden. Am Rande des Forums geriet ein wütender junger Jude mit einem feiernden Griechen in Streit. Wie stets war es einer von jenen, die die Zeichen der Zeit nicht erkannten. Stöhnend vor Schmerz, schreiend nach Rache, lag der Grieche tödlich vom Dolch des Juden verletzt in seinem Blut, ein Bild des Elends. Erstarrt verfolgten die

Umstehenden das furchtbare Schauspiel, doch dies nur einen kurzen Moment lang, so lange, bis sich der eine gefunden hatte, der nach Rache schrie und die anderen mit sich riss. Doch noch war die Besonnenheit größer als die Wut. Als der ungestüme Jude mit zerschlagenem Kopf auf dem Boden lag, beruhigte sich die Menge. Doch nur kurz, wie um Atem zu holen, für das Eigentliche. Vor dem Gebetshaus der Juden stellte sich einer hin, schon auf dem heiligen Grund und begann damit laut den Gott der Juden verhöhrend vor Todesangst kreischende Hühner zu opfern. Flehte seinen Gott Zeus an, um Beistand in dieser schweren Zeit. Die Vorsteher der Juden hielten die vor Wut rasenden Gläubigen zurück, rieten zur Ruhe, doch nur einen Moment lang, vergebens. Erst stürmte einer der Jungen heraus, dann immer mehr, den Frevler zu erschlagen. Darauf aber hatten die Griechen, die für den Kampf gut gerüstet gewartet hatten, nur gehofft. Hinab stürmten die nach Blut Dürstenden durch die engen Gassen Caesareas, hinab in die Viertel der Juden. Zuerst schlugen sie nur die Unvorsichtigen nieder, die sich ohne jeden Verstand noch in den Straßen zeigten und die, die versuchten Widerstand zu leisten. Dann, als die Griechen bemerkten, dass keine einzige der römischen Wachen zu sehen war, dass es niemand scherte, was sie taten, begannen sie damit Haus um Haus, Tür um Tür aufzubrechen und die verängstigten Bewohner zu erschlagen. Die Frauen nutzten sie noch für ihre Gier, bevor sie sie erwürgten oder ihnen die Kehlen durchschnitten. Die Männer, ob alt oder Kind, stießen sie gleich nieder. Manchen grausamen Spaß trieben die Griechen mit den Wehrlosen und von den Wachen der Römer war nur dann einer zu sehen, wenn einer der aus den Häusern schlagenden Brände außer Kontrolle zu geraten drohte. Das wahllose Morden dauerte bis in die tiefe Nacht. Keiner vermochte die Opfer zu zählen, das Leid zu beschreiben.

Während die Juden starben lag oberhalb der Stadt in seinem gepflegten, gut bewachten Palast der Statthalter Gessius Florus mit seinem vom Kaiser gesandten, wichtigen Gast zu Tisch.

Das Getöse aus der Stadt war hier oben nicht zu hören. Nichts störte die Freude dieses Festes. Die Musiker spielten laut auf zum Tanz der ägyptischen Tänzer, die Gessius eigens für diesen Tag aus dem fernen Alexandria hatten kommen lassen.

Es war ihm wichtig, den Gast aus Rom zu beindrucken. Der Senator, so war ihm zugetragen worden, stand in besonderer Gunst des Kaisers. Er würde ihm alles geben, was dieser sich wünschte.

Gute Worte, Lob, Frauen, Gold. Alles würde er tun um hier wegzukommen. Weg aus diesem verfluchten Samaria, aus dieser öden Provinz Judäa. Weg von diesen Griechen, weg von den Syrern, vor allen Dingen weg von den Juden. Weg aus diesem Wechsel von Reichtum und Einöde. Dieser Hitze. Ägypten, das war sein Traum. Oder ein guter Posten in Rom. Alles würde besser sein als dieser steinige Ort mit seinen fanatischen Menschen, die er nicht verstand. So viel nehmen wie er konnte. Und dann, nur weg! Aaron ben Ananias kämpfte um sein junges Leben als dort oben gerade die Nachspeisen, Obst, einige Cremes und süßes Gebäck, serviert wurden. Er und Simon, sein jüngster Bruder hatten sich bis zur Stadtmauer retten können, dorthin wo sie am Morgen, nichtsahnend, ihre Pferde untergebracht hatten. Bei ihnen war der junge Julianus Cerealis, der jüngste Sohn ihres wichtigsten Geschäftsfreundes aus Rom, mit dem sie seit langen Jahren Handel trieben mit Öl, Feigen und Wein. Aarons alter Herr Ananias hatte dessen Vater Metellus angeboten, dass sein Sohn die Provinz Judäa aus nächster Nähe kennen lernen sollte, bevor er im nächsten Jahr als Tribun in die zwölfte Legion eintreten sollte. Das konnte Julianus gerade jetzt tun.

Endlich hatten sie den Stall erreicht und eilig die Sättel auf ihre verängstigten, ihre Ohren nach draußen gerichteten Gäulen geworfen. Ohne sich noch einmal umzusehen waren sie aufgestiegen und hatten sich nach Süden gewandt, zu dem Tor, das auf die neue Straße hinaus nach Dora führte. Sie taten dies ohne ein einziges Wort zu wechseln. Als sie die Stadt glücklich hinter sich gelassen hatten, hielten sie inne, wandten sich noch einmal um. Dort, direkt am Meer, nahe des alten Hafens, dort, wo die Gebiete der Juden lagen, stieg Rauch auf, der Schein von Feuer. Aus dieser Ferne war nichts zu hören außer dem gleichmäßigen Zirpen der Grillen, der Männchen, die auf der Suche nach ihren Weibchen waren. Nichts von dem Geschrei der Sterbenden.

Langsam beruhigte sich Aarons Atem. Für dieses Mal also hatten sie es, mit des einzigen Gottes Hilfe, überstanden.

Simon starrte auf das brennende Stadtviertel hinab. Wortlos. Was er dachte, war ihm anzusehen.

„Es wird wieder einmal Krieg geben“, stellte er fest.

Julianus sah die beiden Brüder fassungslos an. Das also war die reiche Provinz Judäa, in der dreimal im Jahr geerntet werden konnte? In der die Menschen glücklich in den Tag hinein lebten, da ihr einziger Gott für sein Volk gesorgt hatte? Das gelobte Land? Aaron nickte seinem Bruder Simon zu. Für den Moment gab es nichts weiter zu sagen. So würde es sein. Es würde Krieg geben. Und sie würden ihn verlieren. Wie jedes Mal.

2

Hoch oben über Caesarea, der Stadt die der große König Herodes eigens gebaut hatte, um seinen Juden einen Hafen zu geben, hoch oben, im Palast des Statthalters Gessius Florus, liess sich Corellius

Procula auf einem mit weichen Polstern versehenen Speisesofa liegend seine Hände waschen. Er war mit sich und der Welt zufrieden. Gestern hatte er seinen Besitz in Galiläa in großem Maßstab erweitert, hatte einige der Besten, von der Lage verwöhnten Weinberge südlich der Stadt Tiberias erworben. Ein wunderbares, sehr großes Gut. Vom Herrenhaus hatte man einen herrlichen Blick über den halben See Genezareth. Am Morgen konnte man die Sonne über ihm aufgehen sehen. Und bei all dieser Schönheit würde das Gut Jahr für Jahr ein kleines Vermögen abwerfen. Dank der Hilfe seines guten Freundes Gessius Florus hatte es ihn nahezu nichts gekostet. Der bisherige Besitzer, ein Grieche, hatte keine Wahl gehabt. So ließen sich Geschäfte machen. Nach Gessius war er nun der zweitgrößte Landbesitzer am See. Es lief alles besser als in seinen kühnsten Träumen. Es war die beste Entscheidung seines Lebens gewesen, nach Judäa zu kommen. Gott Janus selbst, der um die Vergangenheit und die Zukunft wusste, musste ihm seinerzeit diesen Gedanken eingegeben haben. Er würde ihm einen prächtigen Stier zum Dankesopfer darbringen. Welch armseliges Leben hatte sein Vater noch gefristet, der nur ein unbedeutender kleiner Reeder in Ostia gewesen war, über den sich die Reichen jener Stadt noch lustig gemacht hatten. Was hatte der sich gequält. Nein, Geld verdienen, das konnte man wahrlich nur in den neuen Provinzen, nicht dort, in Rom, wo alles schon seit Jahrhunderten verteilt war.

Zufrieden liess er das weiße Tuch auf den Boden fallen, mit dem er sich ausgiebig seine breiten Hände getrocknet hatte. Grinsend starrte er auf das zierliche, einladende Gesäß der jungen Sklavin, die es wieder aufheben musste. Diese hier würde er sich für heute Nacht merken. Bald würde er eine, wenn auch sehr vorteilhafte, Ehe eingehen müssen. Der Kaiser selbst hatte sich dafür verwandt, aus Dankbarkeit, für einen großzügigen Beitrag zum Bau seines

Goldenen Hauses in Rom. Die Verbindung würde ihn zu den höchsten Kreisen führen, ihm Ansehen bringen und Macht. Am Anfang würden sie ihn beobachten, ob er sich wie ein braver Ehemann verhielt. Wenigstens solange er sich hier in Caesarea befinden würde. Es würde eine traurige Zeit werden, auch wenn es hiess, dass seine Braut sehr hübsch sei. Aber eben auch sehr jung und damit sicher spröde und ungeschickt. Die wenigen Wochen bis zur Hochzeit würde er also noch nutzen, sich alles gönnen. Procula begann schon sich zu langweilen, als er endlich die gemächlich näher kommenden Schritte zweier Männer hörte, die sich angeregt unterhielten, miteinander lachten. Der eine war Gessius Florus, der Statthalter der Bezirke Galilaea, Samaria, Judaea und Idumaea. Im letzten Monat hatte Florus sein vierzigstes Lebensjahr vollendet, sah aber wesentlich älter aus. Er war ein hagerer Mann, dünne beinahe. Wahrscheinlich hatte er einen schlechten Magen. Weder in Rüstung noch in der Toga des freien Bürgers, noch in seinem Ornat als Statthalter, machte er eine gute Figur. Immer schlackerte die Kleidung um seine magereren Knochen. Die wenigen Haare, die scharf nach unten gebogene Nase, der zu lang geratene Hals, ließen Procula immer an einen der aasfressenden Geier denken, die jenseits der bewässerten Gebiete zu Tausenden auf Beute warteten. Manchmal, dachte Procula, trägt die Natur das Wesen eines Menschen hinaus in seine Gestalt. Neben Florus fühlte sich Procula oft wie ein dicker, reifer, roter Apfel neben einer unter der Sonne verdörrten Bohne. Der Mann neben Florus war der Centurio Capito, der Primus Pilus, der erste Speer der zwölften Legion, die nahe Caesarea ihr Lager hatte um die Provinz zu schützen. Procula hatte diesen Mann noch nie lachen sehen. Wäre er nicht Procula gewesen, der gute Freund des Statthalters, er hätte vor Capito Angst gehabt. Sein ganzes

Äußeres war so schattenhaft, so unscheinbar, dass er gefährlich wirkte. Und Capito war gefährlich.

Procula wollte sich mühsam erheben, doch Florus winkte nur ab.

„Nein, mein Freund, bleib nur liegen. Verzeih, dass wir uns verspätet haben. Es ist ungehörig“. Er grinste glücklich, sehr mit sich zufrieden. Sicher hatte Florus allen Grund dazu.

Procula machte eine alles verzeihende Geste und nickte Capito freundlich zu, der nur ausdruckslos zurückglotzte.

Wenigstens hatte der Centurio es sich abgewöhnt seine Rechte auf sein Schwert zu legen, wenn er ihn sah.

„Setzen wir uns, mein guter Capito“.

Der Centurio liess sich auf der ihm zugewiesenen Liege nieder, blieb aber so aufrecht setzen, dass er jederzeit aufspringen konnte. Procula hatte schon oft an Capitos Verstand gezweifelt. Auch jetzt hatte er das Gefühl, dass im Kopf dieses Mannes der Irrsinn wohnte.

„Ich habe auf dem Weg hierher Feuer gesehen und Schreien gehört.

Wie es scheint gibt es Unruhe im Judenviertel?“, forschte Procula.

Er wusste ohnehin schon, was in der Stadt geschehen war.

Florus winkte ab. Er wusste, dass Procula Bescheid wusste.

Was also gab es da noch groß zu reden?

„Nichts Besonderes, mein Freund. Nichts Besonderes. Das Übliche. Ein paar jüdische Hitzköpfe, denen die Syrer das Mütchen gekühlt haben. Oder waren es dieses Mal die Griechen, Capito“.

Der Centurio blickte gelangweilt in eine andere Richtung.

Procula wusste genau Bescheid über die Vorgänge in der Stadt. In den letzten Stunden waren tausende Juden umgebracht worden.

Die, die es aus der Stadt heraus geschafft hatten, hatten Capitos Männer in die Mauern zurückgetrieben, ihrem sicheren Tod entgegen. Florus hatte von den verängstigten Vorstehern der jüdischen Gemeinde vor einigen Tagen mehr als acht Talente Gold

bekommen, damit er sie mit seinen Soldaten schützte und die Verfügung Neros, den Rat der Stadt an die Griechen und Syrer zu übergeben, nicht umsetzte. Acht Talente! Bei Merkur, dem Gott des Handels und der Diebe, der Mann verstand seinen Reichtum zu mehren. Nun würde keiner von denen, die ihm das Geld gegeben hatten, mehr am Leben sein, um die Erfüllung der Abmachung einzufordern oder ihn anzuklagen. Gessius Florus, der Geier, hatte ein neues Opfer gefunden und weidete sich daran.

„Der Gesandte Neros hat uns aufgehalten. Er wollte einige Dinge sehr genau wissen. Jetzt lässt er sich in meinen Bädern verwöhnen um die Strapazen der Überfahrt zu vergessen. Ich habe ihm einige junge Sklavinnen geschickt, die ihm dabei helfen“.

Florus grinste anzüglich.

„Der Mann wird uns beim Kaiser sicher im besten Licht darstellen“.

Capito wies den Sklaven ab, der auch ihm die Hände reinigen wollte. Seine Fingernägel schimmerten rötlich. Anscheinend hatte er dabei mitgeholfen, den Aufrührern das Mütchen zu kühlen.

Florus war in den letzten Monaten immer dreister geworden. Erst hatte er seine Unternehmungen noch heimlich durchgeführt, jetzt dagegen brachte er ganz offen alles Gold und allen Besitz auf seine Seite, den er bekommen konnte. Und er, Procula, wurde mit diesem reicher.

„Wie gefällt dir dein neues Gut, Corellius“, fragte Florus jovial, „ich hörte, es soll eines der schönsten am See sein?“.

Procula bestätigte dies, erzählte von den Weinbergen und dem Gutshof zu dem über fünfhundert Sklaven zählten. Als er bemerkte, dass Florus ihm sehr angetan zuhörte, schob er nach, dass vieles im Argen sei, herunter gekommen. Das er einiges an Geld investieren müsse, bis es wieder Ertrag abwerfen würde. Das er viele der Aufseher für teures Geld austauschen musste, weil sie noch immer an ihrem ehemaligen griechischen Herrn hingen.

Das einige von ihnen mit ihrem Herrn zusammen in die Berge geflohen waren und sicher bald Ärger machen würden.

„Lass nur, Procula, ist schon gut“, feixte Florus.

Endlich brachten die Sklaven die Vorspeisen herein. Procula hatte durch die lange Wartezeit Hunger bekommen. Große Platten mit Bällchen aus Seetieren wurden aufgetischt, streng geordnet nach den Arten. Hummer, Sepia, Langusten. Auf anderen Platten fanden sich vielerlei Arten von Würsten. Die nach lukanischer Art waren ihm die Liebsten. Er mochte den Geschmack des Geräucherten.

Mit seinem weißen Tuch wischte er sich das Fett vom Mund.

Nur nicht schon jetzt zu viel essen. Florus Köche waren berühmt für ihre Hauptspeisen.

Capito aß wie immer sparsam und mit einem Gesicht, als ob es ihm Widerwillen bereitete, überhaupt essen zu müssen. Wahrscheinlich sehnte er sich nach dem einfachen Getreidebrot seiner Legionäre.

Oder hatte einfach nur einen schlechten Magen.

Ein Leierspieler begleitete das Mal mit einigen Weisen. Er sang nicht besonders gut.

„Er klingt fast wie Nero“, scherzte Florus gesellig.

Procula merkte genau, dass Florus etwas besprechen wollte und nur darauf wartete, dass das Essen vorüber wäre und sie bei einem guten Becher Würzwein reden konnten. Oft schon hatte er sich gefragt, warum Florus ihm so viel anvertraute, ihn bei seinen Räubereien beteiligte. Er hatte Florus nichts zu bieten, außer seiner uneingeschränkten Unterstützung. Vielleicht mochte er ihn einfach nur, weil sie vieles gemeinsam hatten. Auch Florus hatte sich von ganz unten hocharbeiten müssen und auch Florus wollte wie er nach ganz oben. Wollte unermesslich reich sein, mächtig.

Das Einzige, worin Procula dem Florus überlegen war, war die Tatsache, dass er schon um einiges länger als dieser in Judäa war, dass er Land und Leute gut kannte. Das er Beziehungen hatte zu

den jüdischen Schulen in Jerusalem, das er wusste, wer mit wem verwandt, befreundet, verfeindet war. Sein Wissen hatte Florus das eine oder andere Mal geholfen.

Procula nahm sich ein großes Stück von dem gebratenen Hasen. Florus Köche waren sogar noch besser als ihr Ruf. Die Füllung aus Pinienkernen, Mandeln und Nüssen war genau richtig. Nicht verkocht und weich, sondern kross.

„Übrigens, mein lieber Corellius, der Wein, den du da gerade trinkst, ist von deinem Gut. Ich habe Capito gebeten, einige Schläuche mitzubringen, als er da war, um dem Besitzer bei seinem Auszug zu helfen. Ich hoffe, du verzeist mir“.

Procula kannte diese Spitzen gut. Das war die Kehrseite der Münze. Bei jeder Gelegenheit rieb ihm Florus unter die Nase, wem er seinen Reichtum zu verdanken hatte.

„Ich werde dir gerne alle Schläuche dieses Weines in den Palast senden lassen, wenn du es möchtest“.

Die Sklaven brachten das Obst. Datteln, Feigen, Trauben. Einige Leckereien, kleine Kuchen. Florus schien es wahrhaftig eilig zu haben zur Sache zu kommen.

„Geht jetzt!“, befahl er den Sklaven, „wir kommen zurecht“.

Die Diener stoben hinaus, so schnell sie konnten. Florus war bekannt dafür einen Langsamen auspeitschen zu lassen und auf die Schiffswerften zu verkaufen. Schnell waren sie allein.

Florus selbst schenkte unverdünnten Würzwein in die Becher seiner Vertrauten. Die Geste hatte beinahe etwas familiäres, in Florus Falle etwas Verschwörerisches an sich.

Capito hielt die Augen leicht geschlossen, als ob er nachdächte.

Procula ahnte schon, was Florus erzählen würde, wie immer.

Der Statthalter liess sich wieder auf seiner Liege nieder und hob seinen schön gearbeiteten Kelch.

„Auf unsere goldene Zukunft“, sagte er vieldeutig, statt auf den Kaiser zu trinken, wie es angebracht gewesen wäre.

Die beiden Anderen prosteten ihm zu und tranken, Capito ein wenig, Procula auf einen Zug den ganzen Becher.

Gespannte Stille legte sich über den Raum. Florus fixierte seine beiden Mitstreiter kurz. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Bis jetzt, mein lieber Corellius“, begann er endlich, „bis jetzt, haben wir alle gut gelebt in diesem verwunschenen Land. Wir haben uns einige Stückchen genommen und sind reich geworden. In einem Jahr endet mein Amt hier, dann wird mein Nachfolger, wen immer der Kaiser dazu bestimmt, meinen Posten übernehmen. Ich weiß nicht, was danach kommt. Ich weiß nur, dass die Juden langsam unruhig werden. Meine Leute tragen mir zu, dass der Hohe Rat in Jerusalem sich mit dem Gedanken trägt, mich in Antiochia bei unserem allseits geehrten Statthalter unserer geliebten Provinz Syria zu verklagen. Das, meine Freunde, das darf nicht geschehen. Ihr wisst, der Statthalter steht im Rang über mir. Ihr alle kennt Cestius Gallus, den Statthalter, diesen ehrenwerten und gerechten Mann. Dummerweise hat gerade er schon immer ein offenes Ohr für die Juden gehabt. Und auch der Kaiser scheint, warum auch immer, diese seltsamen Menschen zu mögen. Wahrscheinlich weil die Juden in Rom ihm reichlich Geld zustecken um ihre Ruhe zu haben“.

Florus schüttelte seinen kahlen Kopf und trank einen Schluck.

„Ich habe nicht die Absicht, mich vor Gallus oder vor Nero oder vor dem Senat oder auch vor den Göttern für das zu verantworten, was ich für dieses öde Land als angemessen erachte“.

Florus hatte die letzten Worte beinahe herausgepresst. Seine Rechte hatte sich so um den Becher verkrampft, dass die Knöchel weiß hervortraten. Procula würde sich nicht wundern, wenn der zarte Stiel des Bechers unter dem Druck zerbersten würde.

„Glaubt mir, meine Freunde, ich habe lange darüber nachgedacht, was hier zu tun wäre, ohne recht zu einem Ergebnis zu kommen. Schließlich war es Capito hier, der mich auf den einzigen gangbaren Weg gebracht hat“.

Jeder Andere hätte jetzt geschmeichelt gelächelt, nicht so Capito.

„Wir brauchen einen Krieg. Aufruhr! Chaos! Die Griechen müssen die Juden schlagen, die Syrer die Juden. Die Juden sich selbst. Und dann, wenn alles in Flammen versinkt, kommen wir als Retter, als die alles ordnende Macht. Niemand wird mehr fragen, warum, der Krieg über diese Provinz gekommen ist, wenn die Juden anfangen Römer erschlagen. Und das Gute daran ist, wir können uns alles nehmen, was uns gefällt!“.

Florus sah sehr zufrieden mit sich selbst aus.

Das also war sein Plan. Krieg führen um Nutzen daraus zu schlagen.

Jetzt erst verstand Procula, warum Florus das Massaker an den Juden in seiner eigenen Hauptstadt Caesarea zugelassen, ja sogar gefördert hatte. Die Nachricht von dem Massenmord würde wie ein Lauffeuer durch die Provinz fegen. Juden würden Rache nehmen, an den Griechen und Syrern. An den Römern.

Untereinander alte Rechnungen begleichen.

Dennoch war sich Procula nicht sicher, ob Florus Plan Erfolg haben würde. Die Juden waren es gewohnt geschlagen zu werden und die Mehrheit wollte unter den Römern einfach nur in Frieden leben.

„Du bist nicht meiner Meinung?“.

Procula biss sich fast auf die Zunge. Florus konnte in seinem Gesicht lesen, wie andere in einer Schriftrolle. Vorsichtig formulierte er seine Bedenken, ob die Wut der Juden reichen würde, einen Krieg zu entfesseln, von dem sie genau wussten, dass sie ihn nie würden gewinnen können. Außerdem, so gab er zu bedenken, war da noch ihr König Agrippa und seine Schwester

Berenike, die sich an Rom gebunden hatten und alles daran setzen würden, einen Krieg zu verhindern, schon um ihr bisschen Macht nicht zu verlieren, ihren Besitz in der Provinz.

Florus lachte überheblich.

„Corellius, mein Guter“, feixte er, „glaubst du denn, dass wüsste ich nicht! Nein, wir müssen schon noch mehr tun, um den Zorn der Juden zu entfachen. Den Zorn aller Juden“.

„An was denkst du, Gessius, mein Freund?“.

Florus warf einen Blick zu Capito hinüber, der unverändert ins Nichts starrte. Es störte ihn nicht, dass der Centurio mit seinen Gedanken woanders war. Reden war nicht dessen Sache.

„An den Tempelschatz“, antwortete Gessius und zog die Worte genüsslich in die Länge.

„Das Gold im Tempel in Jerusalem?“.

Gessius verdrehte die Augen als ob er es mit einem Idioten zu tun hatte. Proculus dumme Frage verdarb ihm fast den Spaß. Es ärgerte ihn ein wenig, dass ausgerechnet er seine Begeisterung für die Idee nicht schlicht und einfach mit ihm zu teilen schien.

„Was sonst, mein Lieber, was sonst!“.

Procula spürte wie ihm heiß wurde. Wahrscheinlich würde er gleich rot anlaufen und schwitzen. Der Goldschatz des Tempels. Niemand vermochte auch nur zu errahnen, wie groß dieser war. Zweihundert Talente? Dreihundert? Tausend? Und das war nur das, was an Gold dort unten in den Gängen des gewaltigen Tempelpodiums lagern mochte, die Edelsteine und unendlich wertvollen Geräte des Tempels nicht mit gerechnet. Florus musste jeden Sinn für jedes Maß verloren haben.

Florus war nicht zu bremsen. Unvermittelt ging sein Redeschwall weiter, als fürchtete er, dass sein Plan hinterfragt werden würde, wenn er nur noch weiteren Raum für eine Bemerkung liess.

„In den nächsten Tagen brechen wir auf, Procula. Capito braucht noch etwas Zeit um seine Kohorten in Marsch zu setzen. Ich möchte, dass du die Zeit nutzt, um deine Kontakte in Jerusalem zu befragen. Wo genau lagert der Schatz, wie ist er bewacht, wie gross ist er genau. Wir müssen wissen, wie viele Karren wir brauchen werden. Du weißt schon, jedes Wissen darüber ist wichtig, alles. Streue Gerüchte, dass ein Teil der Hohepriester auf unserer Seite steht. Versetze sie in Unruhe. Stifte Verwirrung. Alles was die Priesterschaft spaltet, nützt uns! Ach, was rede ich, wenn einer weiß, wie so etwas geht, dann du, Procula “.

Capito bedachte ihn derweil mit einem Blick, als wenn er sagen wollte, was brauchen wir dazu so ein fettes Schwein wie Procula. Fünfhundert meiner Männer werden reichen, den Schatz zu heben. Wieso sollten wir einem wie dem einen Anteil geben?

„Gessius, mein Gönner, ich gebe zu bedenken, dass.....“.

„Bedenken! Bedenken! Ich will deine Bedenken nicht hören. Ich werde dieses Land als unermesslich reicher, angesehener Mann verlassen, mit dir, oder ohne dich. Was ich dir gesagt habe, Corellius Procula, ist Hochverrat. Das hast nur eine Wahl, reich - oder tot!“.

Capito legte seine Hand auf den reichverzierten Dolch, von dem er sich niemals trennte. Procula schwitzte.

„Reich“, antwortete er und bemühte sich seiner Stimme Festigkeit zu geben. „Reich, Gessius“.

Aaron nahm sein Pferd zurück. Das Schimmelchen fiel sofort in einen gleichmässigen Schritt zurück und gab ein erleichtertes Schnaufen von sich. Caesarea war hinter einer Anhöhe verschwunden und mit diesem, das Meer. Aaron war völlig durchgeschwitzt. Seine dunklen Haare klebten ihm an der Stirne, Schweiß lief ihm von den Schläfen auf seinen dichten, fast schwarzen Bart hinab. Sein sonst so glattes Gesicht hatte sich in tiefe Falten gelegt.

Der Reitpfad neben der mit ungleichmäßigen Steinquadern belegten Straße nach dem kleinen Städtchen Dora war breit genug mehreren Pferden nebeneinander Platz zu bieten. Straßen bauen konnten sie, die Römer.

Hinter sich hörte er den jungen Cerealis mit einem geübten Schnalzen sein Pferd antreiben um zu ihm aufzuschließen. Schon im nächsten Moment war er dicht neben ihm.

Als Aaron sich seinem jungen Gast zuwandte, sah er viele Fragen im Gesicht des römischen Ritters. Julianus Cerealis war der jüngste Sohn des Metellus Cerealis, eines angesehenen Patriziers und Senators in Rom. Die Geschichte ihrer Familie ging bis auf die Etrusker zurück, wenn es stimmte, was sein Vater ihm erzählt hatte. Ein gutaussehender junger Bursche, groß gewachsen, mit einem ebenmäßigen Körper beschenkt, dessen dunkle Augen vor Abenteuerlust und Neugier auf das Leben in all seinen Formen zu funkeln schienen. Er mochte kaum älter als sechzehn Jahre sein. Über einige Strohänner trieben Aaron und Simon Handel mit der Familie des Cerealis. Ein völlig sinnloses Gesetz der Römer verbot dem Adel des Reiches selbst Handel zu treiben, auch wenn die

Senatoren dies natürlich dennoch taten um ihre Vermögen und somit ihren Einfluss zu mehren. Julianus war zu ihnen geschickt worden um alles über das Land der Juden zu lernen, bevor er eines Tages die Geschäfte seines Vaters übernehmen würde. Wenn er es geschickt anstellen würde, würde er eines fernen Tages nach Judäa zurückkehren um einer der nächsten Statthalter zu werden, oder vielleicht sogar einer der nächsten, viel einflussreicheren Statthalter der Provinz Syria in fernen Antiochia.

Aarons Vater Ananias war einer der Hohepriester am Tempel in Jerusalem und hatte Julianus Vater schon als junger Mann kennen und schätzen gelernt. Nun sollte die nächste Generation die alte Freundschaft und die guten Geschäfte der Väter fortführen.

Julianus war Aaron vom ersten Ansehen her angenehm gewesen. Etwas in seinem Gesicht hatte ihn für diesen eingenommen.

Vielleicht war es seine Offenheit gewesen, oder seine Freundlichkeit, die auch dessen Gesicht lebensfroh geformt hatte. Aaron tat es leid, dass Julianus schon gleich nach seinem Eintreffen die sonst so schöne Stadt Caesarea in Aufruhr vorgefunden hatte. Was sollte der junge Römer für einen Eindruck bekommen! Noch konnte Aaron es selbst sich kaum erklären, woher dieser unerwartete Hass zwischen den doch schon seit Jahrhunderten friedlich zusammen lebenden Griechen und Juden gekommen war.

„Aaron Ben Ananias?“, hörte er Julianus Stimme.

„Aaron“, gab er zurück, „nenn mich bitte nur bei meinem Vornamen. So oft ich meinen ganzen Namen höre, fühle ich mich unsagbar alt“, versuchte er ohne Erfolg zu scherzen. Er war gerade einmal fünfundzwanzig Jahre alt, zu jung für Förmlichkeiten.

„Aaron also“, stellte der junge Römer sachlich fest.

Einen Moment ritten die Beiden ruhig nebeneinander her. Jeder schien darauf zu warten, dass der Andere das Wort ergreifen würde. Die Sonne in ihrem Rücken begann zu sinken.

„Kannst du mir.....“.

„Julianus, was du gesehen hast, ist.....“, begannen die Beiden gleichzeitig zu reden. Sie mussten lachen.

„Verzeih, Aaron“, schob der Junge nach, als sich ihr Lachen gelegt hatte. Mit diesem Julianus würde er gut auskommen, das wusste Aaron jetzt ganz sicher.

Simons Pferd, ein kleiner schwarzer Hengst, versuchte sich vorbeizudrängen. Sein Bruder war kein allzu guter Reiter, zu ungeduldig. Er hatte immer Mühe mit seinen Pferden, weil er sich stets Tiere aussuchte, die ihn überforderten. Mit viel Mühe nahm er den Rappen wieder zurück und liess sich etwas zurückfallen.

Sie konnten ihn leise fluchen hören.

Aaron wusste, was Julianus wollte. Er suchte nach den richtigen Worten. Der Junge neben ihm wusste sicher kaum etwas über dieses Land. Nichts über die Leute, die darin geboren wurden, die es bewohnten, darin lebten, darin starben. Wo sollte er beginnen.

„Weißt du, Julianus, dieses Land, die ganze Provinz Judäa, die Menschen darin.....es ist nicht leicht zu erklären“.

Julianus zog fragend eine seiner Augenbrauen hoch.

Aarons Worte verwirrten den Jungen mehr als sie nützten.

Mit einem Male kam er sich altklug vor. Er klang wie einer dieser griechischen Lehrer, die ihr Vater einst ins Haus geholt hatte um ihnen das beibringen zu lassen, was er für wichtig gehalten hatte.

„Erkläre es mir, Aaron“, bat der junge Römer, „zu diesem Zweck hat mich mein Vater hergeschickt“. Er lächelte einladend.

Wo sollte er beginnen, dachte Aaron. Unmöglich konnte er dem Jungen die ganze verworrene Geschichte seines Volkes erzählen.

Vielleicht später einmal, wenn sie mehr Zeit hatten.

Er musste versuchen, nur das Nötigste zu erzählen, schon um den ungeduldigen Jungen nicht zu langweilen oder völlig zu verwirren.

Jetzt, da er den Nichtwissenden zu einem Wissenden machen

sollte, wurde ihm erst bewusst, wie verworren die Dinge in seiner Heimat tatsächlich waren.

Er musste ganz von vorne beginnen, so, dass es auch einer verstehen würde, der vor kurzem noch über die Foren Roms gewandelt war.

„Zu Beginn etwas über diese Landschaft?“.

Julianus nickte ihm zu. Warum nicht.

„Das, was dein Volk die als Ganzes die Provinz Judäa nennt, zerfällt in Wahrheit in viele verschiedene Teile, die unterschiedlicher nicht sein können. Im Norden ist die Landschaft Phoenicia, in der Mitte Galilaea und Samaria, im Süden Judaea und Idumaea. Dort, wo Wasser ist, findet sich Reichtum. Dort wachsen allerlei Getreide, Früchte, Wein. Ölbäume in wahren Massen. In manchen Gegenden ernten die Menschen drei Mal im Jahr. In den Seen, vor allem im großen See von Genezareth, dort, wo wir herkommen, tummeln sich Fische in vielerlei Arten. Dort, wo Wasser ist, gibt es Bäume, siedeln glücklich die Menschen in unzähligen Dörfern und gut befestigten Städten. Dort, wo kein Wasser ist, ist dagegen nur Dürre und der Tod. Diese Aufteilung der Natur ist einer der Gründe für die endlosen Streitereien. Die, die in den Einöden siedeln müssen, wollen den Reichtum der Städte und werden zu Räubern. Die, die in den Städten leben, sind Griechen, Syrer und Juden. Jeder von denen will das Beste für sich und seine Nachfahren. Daher führen diese Städte oft Krieg gegeneinander. Daher bekriegen sich auch deren Einwohner, nach Völkern getrennt, untereinander. Das ist der Grund, für das, was du gerade eben in Caesarea gesehen hast. Die Syrer, die das Land vor Jahrhunderten erobert hatten, neiden es den Griechen, die mit dem sagenhaften Alexanders ins Land gekommen sind. Und beide zusammen, uns, den Juden, die schon immer hier leben. Und neben diesen drei Völkern, die unterschiedlicher nicht sein können, leben

jetzt deine Leute, von denen immer mehr ins Land kommen und den Besitz der anderen, verzeih mir die Worte, an sich reißen. Das Gesetz der Stärkeren, deiner Landsleute, legt sich oft sogar über die Fehden der Einheimischen. Euer Statthalter, Florus, nutzt diesen Zwist für seine eigenen Zwecke, so gut er kann. Er treibt deren Hass aufeinander noch weiter an, weil es ihn reich macht. Doch was in meinen Augen noch schlimmer ist, selbst dort, wo nur Juden leben, führen diese Streit sogar untereinander“.

Julianus schüttelte unwillig den Kopf. Es fiel ihm schwer zu verstehen. Er litt sichtlich unter der Hitze des späten Abends. Schweißtropfen wirbelten trotz ihrer langsamen Gangart um sein Haupt. Sein Gesicht war gerötet.

„Verzeih, Aaron. Das Alles geht mir zu schnell. Das sich dein Volk mit den Griechen, den Syrern, mit uns Römern schlägt, das kann ich noch verstehen, Wieso aber führt dein Volk auch Streit untereinander? In Rom habe ich schon versucht, etwas über dein Volk zu erfahren. In Transtiberim, auf der anderen Seite des Tibers, leben viele deiner Leute. Ich habe Einige versucht zu fragen, was mich hier in Judäa wohl erwarten wird, doch so recht verstanden habe ich ihre Antworten, wenn sie überhaupt welche gaben, nicht“. Julianus tätschelte beruhigend den Hals seines Pferdchens, dass etwas nach rechts ausgewichen war, weil Aarons Schimmelchen dessen Nähe nicht duldete und die Ohren angelegt hatte um dem seinem Pferd zu drohen.

Aaron nahm einen tiefen Schluck aus seiner Wasserflasche. Wie sollte er dem Fremden erklären, was er selbst oft nicht verstand? Das Schimmelchen versuchte immer langsamer zu werden, als es bemerkte, dass Aaron es nicht mehr beachtete. Es war ein schlaues Tier. Sanft verstärkte Aaron etwas den Druck seiner Schenkel auf dessen Flanken um es anzutreiben.

Erstaunt sah er sich selbst mit seinen Armen rudern, weil ihm die rechten Worte einfach nicht einfallen wollten.

„Mein Volk glaubt an einen einzigen Gott, Julianus. Gott hat uns auserwählt, ihm zu dienen. Einst hat er Moses seine Gesetze gegeben. In fünf Bücher sind sie zusammengefasst, die wir Torah nennen. Moses hat sie von Gott selbst am Berg Sinai empfangen. Dort hat er für unser Volk den Bund mit Gott geschlossen“.

Julianus runzelte die Stirne. So viel anders schien ihm dieser Glaube nicht, als der seines eigenen Volkes, auch wenn es bei dem seinen zahllose Götter gab, die jeder für sich, für einen bestimmten Bereich des Lebens zuständig waren. Doch auch bei seinen Leuten hatten vor langer Zeit noch die ersten Könige Roms einen Bund mit den Göttern geschlossen. Die Römer liessen sie an ihren Speißen teilhaben, opferten ihnen einen Teil dessen, was sie besaßen, dafür hielten die Götter schützend ihre Hände über sie. Wenn man sich die Größe des Reiches betrachtete, schien der einzige Unterschied darin zu bestehen, dass es die Götter Roms wirklich gab, während der eine Gott der Juden, wenn es ihn gab, ein schwacher Gott sein musste, der nicht einmal in der Lage war, so einen kleinen Landstrich wie Judäa für seine Leute in Frieden zu halten.

Julianus dachte dies nur, er wollte nicht unhöflich sein, angesichts der Mühe, die sich Aaron machte, ihm alles zu erklären.

„In meinem Volk gibt es nur einen Glauben, Julianus“, fuhr Aaron fort, „aber genau genommen gibt es leider drei Meinungen darüber, wie man unserem einzigen, wahren Gott dienen kann“.

„Drei?“, entfuhr es dem jungen Römer.

Das wenigstens war anders, als bei seinen Leuten. Wenn man etwas wollte, opferte man dem dafür zuständigen Gott etwas Wein, Getreide, Brot, bei größeren Sachen auch einmal ein Tier, ein Huhn vielleicht, bei ganz großen Dingen einen Stier oder eine Kuh. Und wenn man ganz reich war und etwas Bleibendes hinterlassen

wollte, sich mit dem betreffenden Gott für alle Zeiten gut stellen wollte, stiftete man einen Tempel. Doch die Art, mit den Göttern zu sprechen, blieb immer gleich. Es gab Formeln dafür, die jeder kannte. Drei Arten an Venus zu glauben? An Jupiter? An Mars? Wie sollte so etwas gehen?

Julianus war nicht unbedingt ein gläubiger Mensch. Dazu war er zu jung. Trotzdem interessierte ihn die vielen Formen, in denen Menschen an etwas glaubten, dass über sie wachte.

„Na ja“, gestand Aaron offen ein, „eigentlich gibt es noch einige Arten mehr“. Ihm gefiel dieses Gespräch nicht. Gott mochte es nicht gefallen, dass er mit einem Römer über derlei Dinge sprach. Julianus sah ihn fragend an. Er hatte also noch immer nicht genug. Aaron würde seine Erklärung jetzt nicht einfach so abbrechen können. Tief in sich seufzte er.

„Die Menschen sind oft schwer zu verstehen“, versuchte er mit fester Stimme fortzufahren, „das weißt du doch, Julianus“.

Aaron schloss für ein Zwinkern die Augen. Warum nur klang er schon wieder wie einer dieser spröden Lehrer? Fast schon so wie einer dieser Schriftgelehrten, die sich in endlosen Auslegungen der Gesetze Gottes ergingen. Erneut rang er nach den richtigen Worten.

„Es gibt drei Schulen in unserem Volk. Die einen versuchen sich Gott zu nähern, indem sie streng nach seinen Gesetzen leben. Sie glauben, dass alles vom Schicksal und damit von Gott gegeben ist. Das Gute, wie das Schlechte. Wenn diese Menschen sterben, werden sie in einem neuen Leib wiedergeboren oder, wenn sie es im Leben zu schlimm getrieben haben, enden sie in der ewigen Verdammnis. Ihnen voran steht mein Vater, Ananias. Ihre Schule ist die Älteste, die der Pharisäer“.

Julianus nickte, zum Zeichen, dass er verstanden hatte.